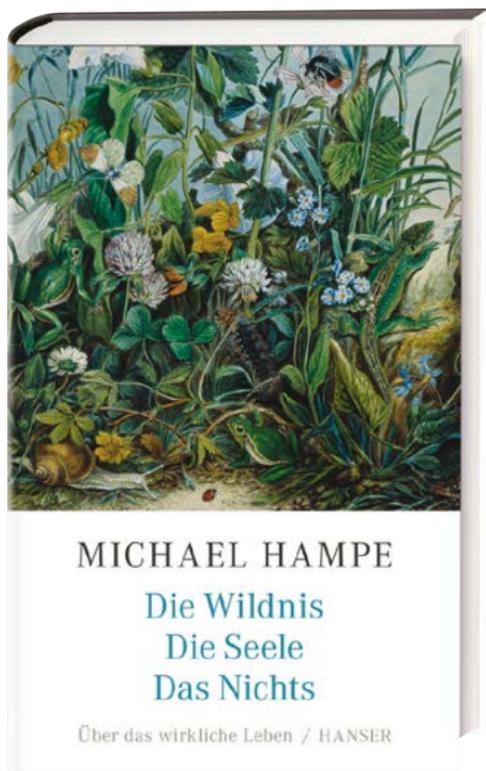


Leseprobe aus:
Michael Hampe
Die Wildnis, die Seele, das Nichts



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Michael Hampe

DIE WILDNIS,
DIE SEELE,
DAS NICHTS

*Über das wirkliche
Leben*

Carl Hanser Verlag

1. Auflage 2020

ISBN 978-3-446-26577-6

© 2020 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Umschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München

Motiv: ETH-Bibliothek Zürich, Graphische Sammlung/

Z 110/Public Domain Mark 1.0

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

*Für die Nachgeborenen,
die auftauchen werden aus der Flut
oder sie verhindern*

»Moses: In der Wüste seid ihr unüberwindlich und werdet das Ziel erreichen ...«

»Aaron: In Moses' Hand ein starrer Stab: das Gesetz; in meiner Hand die bewegliche Schlange: die Klugheit.«

(Arnold Schönberg, *Moses und Aaron*,
3. Akt, 1. Szene, und 1. Akt, 4. Szene)

»Siehe, ich sage euch ein Geheimnis: ... wir werden alle verwandelt werden ...«

(Der erste Brief des Paulus an die Korinther 15,51)

»Gewinnen« und »verlieren«, »richtig« und »falsch« – lass sie ein für alle Mal ziehen.«

(*Shinjinmei 9, Shinjinmei und Shôdôka*, S. 59)

»Alles ist Archiv, alles ist im Begriff, Archiv zu werden und in Rauch aufzugehen ...«

(Thomas Kling, *Das brennende Archiv*, S. 7)

»Schnee fiel überall auf die dunkle Zentralebene, auf die baumlosen Hügel, fiel sacht ... Er lag in dichten Wehen auf den krummen Kreuzen und Grabsteinen, auf den Speeren des kleinen Tors, auf den welchen Dornen. Langsam schwand seine Seele, während er den Schnee still durchs All fallen hörte, und still fiel er, der Herabkunft ihrer letzten Stunde gleich, auf alle Lebenden und Toten.«

(James Joyce, *Die Toten*, S. 229)

»Das einzige Eindeutige im Verhältnis von Menschen und Wildnis scheint der Tod zu sein.« »Das Einzige, was wir über den Tod wissen, ist: Noch niemand ist zurückgekommen, um von der Verwandlung, die er vielleicht durchlief, berichten zu können.«

»Deshalb ist die Philosophie nicht weise.«

(Aus Moritz Brandts Essays)

Inhalt

Erster Tag: NATURZUSTAND	13
Die Wildnis	43
Zweiter Tag: VERWANDLUNG	127
Die Seele	149
Dritter Tag: BODENLOS	235
Das Nichts	254
Vierter Tag: DER GOLDENE FISCH	353
Nachwort	388
Anmerkungen	392
Literaturverzeichnis	404
Textnachweis Gedichte	410
Textnachweis Motti	411
Bildnachweis	412

EINE SIMULATION

Erster Tag

NATURZUSTAND

Die dunkle Stille wird immer von einem Knarren beendet. Die flach aneinanderliegenden, ganz leicht an ihren Kanten wie Schuppen auf den Flügeln eines archaischen Tieres sich überlappenden Lamellen trennen sich wieder voneinander, stellen sich im rechten Winkel zum Glas auf und geben in Streifen die schmutzigen Scheiben frei. So wird es zuerst dämmrig, dann heller im Raum. Das insektenartige Summen des Elektromotors mischt sich in das scharfe metallene Quietschen und Kratzen der nach oben wandernden Stahlringe, die die Aluminiumlamellen in ihren seitlichen Führungsseilen aus Draht halten. Die langen Schuppen vereinigen sich unter dem Zug des mittleren Drahtseils nach und nach wieder, indem sie sich flach und deckungsgleich aufeinanderlegen, doch diesmal nicht zu großen, die Fensterflächen verdunkelnden Flügeln, sondern zu einem immer dicker werdenden Kasten. Ein hartes »Klack«, und der kompakte Körper stößt an das Ende seiner Bahn, gefolgt von einem leisen Summen, mit dem das Geräusch nach ungefähr einer Minute endet. Der Lamellenkörper ist in seinem Gehäuse verschwunden, das ihn wie ein Maul, von zwei langen Metalllippen eingerahmt, verschlungen und sich dann langsam geschlossen hat. Danach ist es ganz hell im Raum und wieder still.

So wie immer hatten sich die blechernen Jalousien um 8:15 Uhr auch an diesem 21. Dezember in der Böcklinstraße 17 automatisch geöffnet. Die Sonne war gerade erst über der bereits seit Herbstbeginn verschneiten Landschaft aufgegangen, auf die sachte und knisternd blau schimmernde Kristalle rieselten. Der

Schnee senkte sich, von keinem Windhauch gestört, auf ältere, schon verharschte Schichten, die vor dem alten Gebäude eine saubere, friedlich gewellte und geschlossene Fläche erzeugten, unter der die Trümmer von schon vor Jahren zerfallenen Gebäuden lagen. Abgestürzte und ausgebrannte Drohnen ruhten wie tote Rieseninsekten hier und da zwischen umgestürzten Bäumen begraben. Sie schienen unter dem Schnee zu schlafen und auf ihre Erweckung zu warten. Magere Hunde streunten gelegentlich durch das Gelände, das früher einmal ein Stadtviertel für die Wohlstuierten gewesen war und sich jetzt fast leer bis zum Horizont erstreckte. Auf der Suche nach Nahrung schnüffelten die Tiere an einigen Erhebungen im Schnee, um zu erforschen, ob sich unter der weißen Decke wohl ein Kadaver verberge. Ein Fahrzeug, das ein Geschütz auf seiner Ladefläche transportierte, doch weder Fahrer noch Schützen mit sich führte, rollte gemächlich in der Ferne einen Fahrweg entlang.

Ein weiches, milchiges Licht fiel in die langen, schmalen Fenster, die sich vom Boden in die Höhe zogen und mit einem Knick in Oberlichter übergingen, wie lange Zähne, die die dunklen Wände des Ateliers durchbrachen. Das Licht bahnte sich seinen Weg durch zwischen braunen Balken zitternde Spinnweben, mit ausgesaugten Motten und Mücken beladen, durch die Zwischenräume der Blätter von Zimmerpalmen, die aus schwarzen Kübeln aufragten, durch spiralig verwirbelte Staubwolken, die sich seit Tagen träge im Raum drehten und nur langsam nach unten sanken. Fünf Meter hinab schossen die Strahlen durch die von innen beschlagenen, von außen braunschwarz verschmutzten Oberlichter in das riesige schwarzgrün gestrichene Atelier, bis hinunter auf das Lager von Aaron, der, in ein zerschlissenes gelbliches Seidenlaken gehüllt auf seinem Futon liegend, dieses Licht hinter seiner Schlafmaske nicht sehen konnte. Doch wie immer war er von den Lauten der sich öffnenden



Verdunkelungen aufgewacht. Als er vor vielen Jahren in diesen Raum eingezogen war, hatten sich noch monatelang jeden Morgen Träume zu diesem Geräusch in seinem Kopf gebildet: Er sah in großer Spannung zitternde Stahltrossen, die riesige, mit schwarzem Erz beladene Loren eine verrostete Schienentrasse einen Berg hinaufziehen, oder sich in brackigem Wasser langsam wie in einer Atembewegung hebende und senkende Containerschiffe, die ihre dunkelgrün gestrichenen eisernen Leiber an einer Kaimauer aus Beton rieben, so wie Zooelefanten sich an den Mauern ihrer Gehege schubbern.

Als Aaron erwachte, konnte er sich nicht erinnern, dass ihm heute irgendetwas geträumt hätte. Seit er wieder an Brandt arbeitete, träumte er kaum noch. So war es immer, wenn er an einem Text saß oder einen Gedankengang, der ihm wichtig war, vorbereitete. Er stöhnte, rollte sich von der Seite auf den Rücken, zog sich die Schlafmaske vom fleischigen Gesicht und breitete die Arme aus. Einige Momente lag er so regungslos auf seinem Futon und starrte auf ein Spinnengewebe in der Deckenecke, das ihm wie eine Maske mit zwei übergroßen Augenöffnungen, wie ein Totenschädel erschien. Dann setzte er sich mühsam auf, kratzte sich seinen mächtigen grauhaarigen Bauch, der aus seinem schwarzen, ebenfalls seidenen und zerschlissenen Pyjama ragte, rieb sich die verklebten Augen und rief:

»Kagami!«

Doch es blieb still im Atelier. Keine Antwort. Mühsam erhob er sich von seinem nur durch Tatami-Matten vom schartigen Dielenboden getrennten Lager und schlurfte ächzend zur Kochzeile. Auf dem Weg dahin griff er von einem Kleiderständer nach seinem alten Morgenmantel, der auf schwarzem Grund grün-gelb-blau gefiederte Aras zeigte. Noch einmal rief er:

»Kagami!«

Nichts.

Vollautomatische Kaffeemaschinen mochte Aaron nicht. Er bereitete sich seinen Morgenkaffee mit einer großen Espresso-maschine zu; schraubte sie auf, fingerte das Brühsieb aus dem Unterteil und klopfte den Kaffeesatz vom Vortag in den Müllkübel unter der Spüle. Dann füllte er den Brühkopf bis zum Ventil mit Wasser, setzte das Sieb wieder ein, schaufelte aus einer alten Blechdose, von der die blaue Farbe zum größten Teil abgeblättert war und die einmal Kakao enthalten hatte, frisches Kaffeemehl hinein und schraubte die Kanne wieder fest auf das Unterteil. Er schob den Regler auf dem Touchscreen seiner

Herdplatte bis an den Anschlag. Sofort verfärbte sich eine Scheibe dunkelrot, dort platzierte er seine Kaffeemaschine. Aaron ließ sich in einen fleckigen Ledersessel gegenüber der Küchenzeile fallen, dessen Stahlrohrgestell erblindet war, und blickte vor sich ins Leere. Nach ein paar Minuten zischte und gluckste die Maschine. Er erhob sich, ging zurück zum Herd und schaute zu, wie der Kaffee stoßweise aus dem Ventilkopf austrat und an seinem Schaft in die Kanne hinabrann. Er nahm einen der bunten Kaffeekrüge aus Steingut, die neben dem Herd standen, spülte ihn unter laufendem Wasser aus und füllte ihn wieder mit dem frisch gebrühten Kaffee. Dann öffnete er eine große Schublade unter der Herdplatte und entnahm ihr eine runde rote Blechdose, die er sich unter die Achsel klemmte. Aus dem riesigen grauen Kühlschrank, der sich wie ein Monolith neben der Küchenzeile erhob, holte er mit der Linken eine Milchflasche, mit der Rechten ergriff er den Kaffeebecher und ging zu seinem Sessel. Nachdem er sich seufzend wieder niedergelassen hatte, füllte er Milch zu seinem Kaffee, öffnete die auf dem Boden neben dem Sessel abgestellte Blechdose und angelte sich einen großen Keks heraus. Bevor er in den Keks hineinbiss, rief er noch einmal:

»Kagami!«

Immer noch keine Antwort.

Aaron biss in den hellbraunen Keks, nahm einen Schluck Kaffee und lehnte sich zurück. Er stellte den Kaffeebecher auf seinem Bauch ab, ihn mit einer Hand balancierend, die andere ließ er mit dem angebissenen Keks auf der auf dem Stahlrohr seines Sessels montierten Holzlehne ruhen. Er kaute mit geschlossenen Augen und grunzte leise genießend. Dann biss er wieder vom Gebäck ab, nahm schlürfend noch einen Schluck heißen Kaffee und streckte seine kurzen Beine von sich. Langsam legte sich wieder Schnee auf die Oberlichter, die von den Jalousien am Vorabend beim Schließen wie von einem gemächlichen Schnee-

pflug freigeräumt worden waren. Bald würde es wieder dämmrig im Studio werden. In zwei Stunden wird ein blauweißer Schein den Raum erfüllen, ein Licht, in dem Aaron seit Monaten lebte.

Er stellte den Kaffeebecher auf dem Boden ab, griff nach der Fernbedienung, die unter dem Sessel lag. Ohne den Kopf zu wenden, zielte er nach rechts in Richtung eines metallenen Wagens, in dessen Fächern allerlei Elektrogeräte untergebracht waren. Ein rotes Auge leuchtete auf einer milchig weißen halbtransparenten Fläche auf. Das Leuchten ging in ein Pulsieren über, dann erklang Saxofonmusik: Brubecks »Audrey«.

Aaron steckte sich den Keksrest in den Mund, erhob sich aus seinem Sessel und ging mit seinem Mug zur Küchenzeile, um noch einmal Kaffee nachzuschenken. Dann klemmte er sich die Keksdose wieder unter die Achsel, nahm die Milchflasche in die eine, den Kaffeebecher in die andere Hand, schlurfte langsam zu einem großen schwarzen Schreibtisch, rückte sich seinen Armlehnstuhl heran, setzte sich und schaltete seine beiden Computer ein. Er klickte auf den Tagesstatus:

Temperatur: minus 12 Grad. Aussicht: minus 25 in der Nacht. Tagsüber sonnig, Schneefall, windstill. Netzstärke gutplus. Er klickte durch die Nachrichtenportale. Die Lage war unverändert. Es wurde vor streuenden Hunderudeln gewarnt, Plünderungen, Schusswechsel zwischen marodierenden Banden und der Polizei. Nördlich des Mains minus 20. Weiterhin Strom- und Wasserausfall in Berlin und Hamburg und einigen norddeutschen Kleinstädten. Die Steuersysteme der öffentlichen Versorgung konnten in Norddeutschland nach dem Hackerangriff vor einer Woche immer noch nicht wieder hochgefahren werden. Krankenhäuser wurden weiterhin evakuiert. Er ließ die Nachrichtenseite auf dem einen Bildschirm offen und wandte sich einem Text zu, der auf dem anderen Bildschirm inzwischen erschienen



war. Er las eine Weile, stöhnte immer wieder und griff sich in das schütterere, vom Schlaf noch wirre Haar.

»Kagami!«

»Entschuldige, Aaron. Ich war überlastet. Ich hoffe, du hast gut geschlafen. Wie kann ich dir weiterhelfen?«

Aaron: Die Tiere, die Plünderer – es sieht nicht danach aus, als sei es sinnvoll, in den nächsten Tagen zur Zentralbibliothek runterzugehen. Ist mir auch zu kalt. Meine Mitarbeiterin Sophie ist seit Wochen nicht mehr aufgetaucht, telefonisch nicht erreichbar, wohl verschwunden oder tot. Aber sie hätte ich auch nicht runtergeschickt.

KAGAMI: Verstehe, stimmt. Und?

AARON: Alles, was ich über Brandt hierhabe, ist ausgewertet.

Aber ich kann kein rechtes, kein scharfes Bild erzeugen. Vielleicht, weil mir immer die Erinnerungen an unsere persönlichen Begegnungen in die Quere kommen.

KAGAMI: Du meinst Moritz Brandt, oder?

AARON: Klar, Moritz Brandt. Wen sonst?

KAGAMI: Du sitzt da immer noch dran?

AARON: Ja, sicher.

KAGAMI: Ich dachte, das hättest du längst aufgegeben.

AARON: Nein.

KAGAMI: Warum denn nicht? Da bist du doch schon eine Ewigkeit damit beschäftigt. Ist es so wichtig, dass dieses Buch wirklich fertig wird?

AARON: Wichtig, unwichtig, was weiß ich! Ich hatte es ihm mal versprochen, das zu machen.

KAGAMI: Und Versprechen muss man halten, über den Tod hinaus?

AARON: Ja, jedenfalls hätte Moritz das gemeint.

KAGAMI: Und du, meinst du das auch?

AARON: Ich weiß nicht, ja, vielleicht. Ich käme mir schäbig vor, wenn ich jetzt einfach aufgabe.

KAGAMI: Und jetzt willst du, dass ich dir mehr Material beschaffe.

AARON: Genau. Richtig geraten.

KAGAMI: Dinge, die nicht öffentlich zugänglich sind.

AARON: Exakt.

KAGAMI: Warum sollte ich das tun?

AARON: Weil du nett bist.

KAGAMI: Danke für das Kompliment.

AARON: Außerdem würde ich gerne wissen, was du selbst so über das Natürliche und das Künstliche denkst. Damit hat sich Moritz ja befasst, als er in seinen Gedichten immer die technischen Begriffe mit Naturschilderungen vermischt hat und Szenen aus unterschiedlichen Epochen überblendete.

KAGAMI: Ah, verstehe. Du willst mit mir Lyrikstudien betreiben.

AARON: Nein, das nicht. Aber du hast doch sicher eine andere Sicht auf diese Dichtung mit deinem Archiv im Hintergrund, die würd' ich gern kennenlernen, das könnte mir helfen. Machst du's?

KAGAMI: Ich kann in meinen Archiven suchen und dir vorlesen, was ich so finde. Aber ich kann dir nichts kopieren und schicken.

AARON: Verstehe.

KAGAMI: Würde das reichen?

AARON: Das reicht mir. Ich mach mir Notizen.

KAGAMI: Lass mich mal schauen. Kannst du mir noch andere Namen geben, von Leuten, mit denen Brandt Kontakt hatte, über die du aber nicht genug weißt? Dann kann ich leichter das Material finden, das dir nicht zugänglich ist.

AARON: Dorothy Cavendish, seine Lehrerin in Cambridge, und Mariam Brandt, seine Schwester, über beide habe ich praktisch nichts. Nur die Bücher der Cavendish und die Bilder seiner Schwester, sofern sie im Netz sind. Mehr nicht. Aber es gibt ein Gedicht, das Dorothy Cavendish gewidmet ist, und Gedichte zu Bildern seiner Schwester oder umgekehrt, Bilder von ihr zu Gedichten. Also müssen beide wichtig für ihn gewesen sein. Aber ich habe keine Informationen über seine Beziehungen zu ihnen.

KAGAMI: Einen Moment bitte.

Aaron lehnte sich zurück in seinem Sessel. Sein Blick richtete sich auf das Oberlicht über seinem Schreibtisch, das langsam vom Schnee wieder geschlossen wurde. Behutsam, wie eine Mutter ihr Kind wiegt, wippte er hin und her in seinem Schreibtischsessel, die Beine auf dem Tisch abgelegt und die kurzen dicken Finger im Schoß gefaltet, und wartete.

KAGAMI: Hab was.

AARON: Wunderbar, Kagami. Schieß los!

01

AUS DEM ARCHIV DES LADY MARGARET HALL COLLEGE,
CAMBRIDGE: TAGEBUCH-EINTRAG VON DOROTHY CAVENDISH.

EINTRAG VOM 4. APRIL.

Gestern rief Mariam Brandt, die Schwester von Moritz Brandt, an. Es war schon spät. Ich wollte gerade zu Bett gehen, um noch das BBC-Nachtkonzert anzuhören. Mahlers »Titan« war angekündigt, das wollte ich mir nicht entgehen lassen. Den ganzen Tag hatte ich schon das Plattencover im Kopf gehabt von unserer Schallplatte zu Hause bei meinen Eltern, das das Gemälde »Die Toteninsel« zeigte, und mich darauf gefreut, unter meiner warmen Decke zu liegen und der Musik im Dunkeln zu lauschen. Doch dann hatte ich nach dem Anruf keine Lust mehr auf die Musik. Moritz Brandt war gestorben, teilte mir seine Schwester mit, schon vor vier Tagen, an Lungenkrebs in einem Spital in Dormagen, einer Stadt im Nordwesten Deutschlands, am Rhein in der Nähe von Düsseldorf gelegen. Brandt hatte mit seiner Schwester die letzten Jahre dort in der Nähe auf der Station Hombroich gelebt, einem merkwürdigen Ort, an dem früher Atomraketen und amerikanische Soldaten stationiert waren und der heute Kunstwerke und Dichter beherbergt. Mariam erzählte mir, dass er mir seine Papiere hatte zukommen lassen wollen nach seinem Tod – so habe er gesagt, als er mit ihr, seiner Schwester, alles besprochen hatte vor seinem Ende. »Die Cavendish versteht das Zeug«, habe er gesagt, »schick es ihr. Vielleicht mag sie es durchschauen und herausgeben, was sich herauszugeben lohnt«, soll Brandt mit einer bereits schwachen Stimme, weil er ja schon nicht mehr richtig Luft bekam, gesagt haben, erzählte

mir seine Schwester am Telefon. Ob sie mir ein Paket mit Papieren schicken dürfe, fragte sie. Ich habe natürlich nichts dagegen.

Ich erinnere mich noch, wie Brandt das erste Mal vor mir saß im Kaminzimmer, in dem ich meine Supervisionen abhielt. Es muss jetzt über 20 Jahre her sein. Ein bleiches mageres Kerlchen, aber selbstbewusst, mein Gott, war er selbstbewusst! Er wollte bei mir Naturphilosophie studieren, so jedenfalls seine Bewerbung hier in Cambridge. Er hatte in Deutschland schon Physik und Philosophie studiert. Gleich zu Beginn der ersten Stunde stellte er aber fest, dass er nicht hier sei, um selbst Philosoph zu werden. Er sei kein Philosoph und wolle sich auch nicht zu einem Philosophen ausbilden lassen, falls das überhaupt möglich sei. Er studiere die Philosophie vielmehr nur, um seine Dichtung zu verbessern, er sammle Stoff in der Philosophie, wolle aber selbst nichts zu ihr beitragen. Auf meine Frage, warum er denn dann überhaupt erst Physik und Philosophie in Deutschland und nun Philosophie in England studiere, meinte er nur, dass er ja irgendetwas studieren müsse, dass er nicht einfach zu Hause sitzen und schreiben könne. Es sei ihm jedoch gleichzeitig schon in Deutschland klar geworden, dass es für ihn keinen Sinn habe, sich vorzunehmen, etwas zur Philosophie beitragen zu wollen. Ich erinnere mich noch ganz klar, wie ich ihm bei dieser letzten Bemerkung Tee eingoss, wie er an ihm roch und mich erstaunt anschaute. Offenbar hatte er noch nie den Duft von russischem Rauchtee in der Nase gehabt. Er nahm einen Schluck, dann fuhr er energisch fort: »Es ist genau umgekehrt, wie Platon meinte«, sagte er, das Erzählen von Geschichten sei nicht die zweitbeste Fahrt, auf die man zu gehen habe, wenn einem die Argumente ausgingen. Nein, es sei umgekehrt: Solange man noch der zänkischen Rechthaberei verfallen sei, müsse man eine behauptende Philosophie produzieren, obwohl das doch tatsächlich gar keinen Sinn habe, denn alle Fragen ließen

sich entweder mit wissenschaftlichen Methoden oder dem gesunden Menschenverstand aufklären. Eine philosophische Methode, etwa die der Spekulation, eine spezielle philosophische Einsicht gebe und brauche es in seinen Augen nicht. Wenn man sich dennoch mit den Fragen herumschlagen wolle, die weder durch die Wissenschaft noch durch das alltägliche Nachdenken und Rückgriffe auf die Lebenserfahrung beantwortet werden könnten, müsse man eigentlich dichten. Nur innerhalb von Fiktionen sei es erträglich, sich mit diesen Dingen zu beschäftigen, dem Leben, dem Glück und dem Unglück, der Seele, dem Sinn und dem Tod. »Theorien« darüber aufzustellen – er sprach die Anführungszeichen aus, indem er das Wort *theories* besonders laut sagte und am Ende betonte –, so etwas ende immer in einer Peinlichkeit. Insofern sei die behauptende Rede über philosophische Allgemeinheiten nur die zweitbeste Art des Nachdenkens, deren sich die meisten Geister, sofern sie sich noch in einem Stadium der Unreife befänden, bedienen müssten und von der man überzugehen habe zur Poesie oder der narrativen Fiktion, wenn man es zu einem erwachsenen Nachdenken bringe wolle. Die großen Denker über das Leben seien nicht Philosophen wie Platon, Kant, Nietzsche oder Heidegger (beim Aussprechen des letzten Namens verzog er verächtlich das Gesicht), sondern Homer, Dante, Shakespeare, Dostojewski, Musil und Kafka.

Ich habe damals erst einmal lieber nichts gesagt zu dieser doch etwas sehr bestimmten Tirade eines jungen, 40 Jahre jüngeren Philosophiestudenten gegen die Philosophie in einer Philosophieunterrichtsstunde, der von einem noch nicht erwachsenen und einem anzustrebenden erwachsenen Denken sprach, das er wohl selbst glaubte bereits praktizieren zu können. Gleichzeitig habe ich jedoch auch gestaunt, nicht nur über die Flüssigkeit seines fast akzentfreien und beinahe fehlerlosen Englisch, sondern auch über diese ziemlich originellen Einsichten eines

gerade mal Mitte Zwanzigjährigen. Dann aber habe ich ihn gefragt, ob er mich etwa nur benutzen wolle, um seine eigene Dichtung ein wenig mit philosophischen Gedanken aufzumöbeln. Das verneinte er. »Nein, nein«, rief er, und es war klar, dass ihm jetzt seine letzten Ausführungen schon wieder peinlich geworden waren, dass sie ihm selbst ein wenig hochtrabend erschienen und er mich mit ihnen gleichsam in ein schlechtes Licht gerückt, in die Riege der zänkischen Rechthaberinnen eingereiht hatte. Das alles wurde ihm jetzt deutlich, wie ich merkte, weil er ein wenig errötete, mich nicht mehr ansah, sondern in seine Teetasse schaute. Ich habe ihm dann aus der Verlegenheit geholfen und gesagt, dass ich mich freue, dass er ein Dichter werden wolle oder vielleicht gar schon einer sei, dass ich die Dichtung ebenfalls bewundere und studiere und wir uns ja auf eine Lektüre einigen könnten, die das Dichterische mitberücksichtigt. Ich empfahl ihm damals, er solle nicht zu streng sein mit der etablierten akademischen Philosophie. Die Menschen seien schließlich verschieden und entsprechend gebe es auch unterschiedliche Denkstile. Es seien beileibe nicht alle Rechthaber. Und er könnte viele Freunde der Dichtung in den philosophischen Instituten antreffen, wenn er sich nur gründlich umzuschauen wagt.

Moritz Brandt war mir damals dankbar, als ich ihm aus der Verlegenheit half. Er blickte mich wieder lächelnd an und meinte, dass sei ein sehr guter, ein sehr zuvorkommender Vorschlag. Bei diesem freundlich dankbaren Lächeln war ich erleichtert, weil ich gemerkt habe, dass er nicht nur ein arroganter Schnösel war, den ich nur ungern unterrichtet hätte. Er war im Grunde froh, dass ich ihm gegenüber die Philosophie, zu der er sich offenbar einerseits hingezogen, von der er sich aber auch abgestoßen fühlte, ein wenig verteidigt habe, ohne mich über seine Tirade zu echauffieren. Ich habe ihm dann Coleridges »The Rhyme of the Ancient Mariner«, Emersons »Nature«, Thoreaus

»Walden«, Melvilles »The Confidence-Man« und John Williams' »Butcher's Crossing« als Lektüreliste vorgeschlagen und erklärt, dass das alles entweder direkt oder indirekt literarische Texte und gleichzeitig philosophische seien. Er hat begeistert eingewilligt.

Und nun ist er tot.

10

MARBACH: DEUTSCHES LITERATURARCHIV:
AUS DEN TAGEBÜCHERN VON MORITZ BRANDT.
EINTRAG VOM 6. OKTOBER.

Heute zum ersten Mal in der Millington Rd. bei der Cavendish. Zu Fuß gegangen. Halbe Stunde vom Churchill nach Newnham. Altes Haus. Riecht nach alten Leuten. Bin, wie mir am Telefon gesagt wurde, in den Hintergarten, dann durch die Verandatür und einfach ins Haus, ohne zu klingeln. Unten Braithloft, darüber seine Frau Mastermill, ganz oben die Cavendish. Total crazy. Philosophen-WG. Er superfett, schreibt Kartoffeln essend im Morgenmantel am Küchentisch. Ein Tier. Zeigt nur grunzend nach oben, als ich durch die Verandatür komm, mein Kopf in die Küche steck und nach Prof. Cavendish frag. Auf der Treppe zum ersten Stock dann die Mastermill. Wirrer grauer Schopf. Fängt gleich irgendwas von Kuhn und Paradigmen an. Versteh nicht mal die Hälfte. Geht einfach an mir vorbei und redet weiter. Unterm Dach dann die Cavendish. Ich klopfe. Sehr hohe Stimme. »Come in.« Alte edle Möbel: verglaste Bücherschränke, Sekretär und so. Vollgestopfter Raum. Überall am Boden Maschinenskripte. Stakse mich durch zu dem Sessel, auf den sie zeigt. Gibt starken russischen Rauchtee und Zitronenkuchen. Silberkanne auf ner Kachel am Boden. Merkwürdig geblümete Teller. Sitzen am Kamin mit nem eingebauten Gasofen. Auf dem

Sims ne Drehpendeluhr unter Glasdom. Schlägt alle Viertelstunde. Gescharre und Gurren von Tauben auf den Dachziegeln. Bin nervös. Sie ist ne Nette, scheint mir, aber jetzt doch kühl. Schaut mich lange an. Fragt nach Unterbringung und Essen im College. Ob alles in Ordnung sei. Ich jammer, dass sie im Churchill um 10 die Heizung abstellen, ich aber dann noch arbeite. Sagt, dass sie mir ne Decke mitgibt. Echt mütterlich. Freue sich, mich in Naturphilosophie zu unterrichten. Da fang ich gleich mit antiphilosophischem Gezeter an und gebe an, dass ich selbst eigentlich Dichter sei und überhaupt Dichter mehr schätze als Philosophen, blablabla. Oh, so viel Vieh, Sofie! Weiß nicht, was mich geritten hat. Sie lächelt nur und schlürft diesen schrecklichn Rauchte. Peinlich, peinlich. Muss mich für nen Vollidioten halten. Schlägt dann aber ne echt gute Literaturliste vor. Bei den meistn Büchern kenn ich nich mal die Titel. Muss Kassensturz machn, ob ich mir die alle auf ein Schlag überhaupt leistn kann. Geh morgen gleich zu Heffers, um auf jeden Fall Coleridge und Emerson zu kaufn. Als die volle Stunde schlägt, geht sie zu nem Wandschrank, holt zwei geschliffne Kristallgläser raus und schenkt Absinth ein. Ich dacht, ich spinn. Zeigt mir noch ihrn Prof.-Gown mit Pelzbesatz, der im selbn Schrank hängt, in dem sie ihren Sprit verwahrt. Zurück wieder zu Fuß ins Churchill. Euphorisch. Niesel. Gelbe Laternen. Ich liebe die Greens hinter der University Library und den Colleges, Kings, St. Johns. In meinem Zimmer wieder voll kalt. Keine Lust mehr auf Arbeit, zu klamm und zu aufgereggt. Noch mal in die warme Churchill-Bar auf zwei Guinness mit salt and vinegar crisps zum Runterkommen. Eigentlich n guter Tag. Gespannt, wies weitergeht mit der Cavendish. Hat nicht viel gesagt, wenn ichs recht bedenk. Eigentlich hab ich das meiste geredet. Aber nur Stuss. Hab nur ne Woche für den ersten Essay. Ziemlich strenges Programm. Gefällt mir.